

Anja Behn, geboren 1972 in Rostock, studierte Bauingenieurwesen und arbeitet in einer Rostocker Baufirma. Sie lebt mit ihrer Familie in einem kleinen Dorf in Mecklenburg. »Stumme Wasser« ist ihr erster Kriminalroman.

ANJA BEHN

# Stumme Wasser

KÜSTEN KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für Volkmar und Oliver

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlagmotiv: [photocase.com/manun](http://photocase.com/manun)  
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch  
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln  
Lektorat: Lothar Strüh  
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany 2015  
ISBN 978-3-95451-710-7  
Küsten Krimi  
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:  
Kostenlos bestellen unter  
[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

## Prolog

*DDR, Fahrenende, Anfang der achtziger Jahre*

Der Nebel legte sich über den Küstenwald wie das Netz einer Spinne. Immer dichter und undurchdringlicher. Kein Laut war zu hören. Würde er nicht das Salz auf seinen Lippen schmecken, hätte er nicht geglaubt, am Meer zu sein. Doch die Ostsee war da. Spiegelglatt und totenstill lag sie vor ihm, als er aus dem dunklen Kiefernwald trat. Genau wie Holger es vorhergesagt hatte.

Sein Blick wanderte in Richtung Grooter Kierl. Dort an dem hohen Felsen war das Versteck, und dort wollte sie auf ihn warten. Der junge Mann drückte sich wieder in das schützende Dickicht und setzte seinen einsamen Weg fort. Noch immer konnte er nicht glauben, dass sie mit ihm kommen wollte. Er hatte es sich so sehr gewünscht, doch niemals gewagt, sie darum zu bitten. Zu viel stand auf dem Spiel. Sie würde alles hinter sich lassen, ihre Familie, Freunde, ein Leben in Geborgenheit. Er hatte nichts mehr zu verlieren. Hier fehlte ihm die Luft zum Atmen, die Kraft, sich aufzubäumen, war versiegt.

Ein leises Knacken im Unterholz riss ihn aus seinen Gedanken. Abrupt blieb er stehen und lauschte in die finstere Nacht. Nichts. Nur sein rasselnder Atem war zu hören. Doch er musste weiter, viel Zeit blieb ihnen nicht. Seit Monaten hatte er diesen Moment in seinen Gedanken durchlebt, jede Kleinigkeit bis ins Detail geplant. Das Schlauchboot schwarz gestrichen, Seekarten studiert, wochenlang die Kontrollzeiten der Grenzposten ausspioniert, ein Versteck organisiert. Doch mit einem Mal war alles anders. Dieser eine Satz von ihr: »Ich will mit dir kommen.« Er schaffte es nicht mehr, alles neu durchzuplanen. In ein paar Wochen würde der

Winter hereinbrechen, und eine Flucht wäre unmöglich. Im Frühjahr war es zu spät. Er musste weg. Jetzt.

Durch die milchig trübe Suppe war kaum noch etwas zu erkennen, die schmalen Stämme der Kiefern schienen ihre Konturen im Nebel aufzulösen. Doch er wusste, der Abstieg zum Strand war erreicht. Fast blind tastete sich der junge Mann den schroffen Pfad hinab. Eile war geboten, denn in wenigen Minuten streifte der nächste Suchscheinwerfer über den Strand. Hoffentlich war sie schon sicher unten. Sie mussten getrennt gehen. Hätte man sie zusammen im Wald entdeckt, wäre ihre Absicht zu offensichtlich. Im Oktober, nachts um eins.

Seine Füße stießen auf einen steinigen Untergrund, endlich war er unten. Plötzlich durchdrang im Osten ein schwacher Lichtschimmer den zähen Dunst. Stolpernd hastete er in die andere Richtung, drückte sich keuchend unter einen großen Haufen verwitterten Totholzes. Der helle Lichtkegel streifte seinen Unterschlupf. Starr vor Angst und mit geschlossenen Augen lag er da, wagte nicht einmal zu atmen. Doch der Nebel schluckte alles in dieser Nacht. Der grelle Schein driftete nach Westen ab, und der schmale Strand lag wieder im Dunkeln.

Noch einhundert Meter, dann war er sicher am Versteck. Gemeinsam mit Holger hatte er es im Frühjahr auf einem ihrer Streifzüge entdeckt. Die Brandung schlug an dieser Stelle bis an den Fuß der Steilküste. Während der heftigen Winterstürme hatte die Ostsee eine fast mannshohe Hohlkehle in die Felswand gespült. Dort lag das Boot versteckt, und dort wartete sie auf ihn. Um den Treffpunkt zu erreichen, musste er nur noch durch das seichte Meerwasser waten. Noch immer durchbrach keine Woge die Stille. Als er den großen Felsvorsprung umrundet hatte, spuckte der Nebel die Felsenhöhle aus.

Leise rief er nach ihr. Keine Antwort. Der Mann drückte

sich tastend an dem kalten Stein entlang. Wieder flüsterte er ihren Namen in den Nebeldunst. Stille. Er duckte sich und kroch auf allen vieren in die Höhle. Sie war nicht da. Lähmende Angst stieg in ihm auf. Wurde sie entdeckt? Nein, dann hätte er Sirenen gehört. Die Nacht war zu ruhig. Langsam wich die Panik dem Bewusstsein, dass sie nicht kommen wollte. Sie hatte sich entschieden. Gegen ihn. Er packte das Schlauchboot und machte sich daran, es aufzupumpen. Die Routine seiner Bewegungen ließ ihn ruhiger werden. Er nahm die Paddel aus dem Rucksack und steckte sie in die Halterung.

Plötzlich vernahm er ein leises Scheppern auf den Steinen. Jemand kam vom Wasser herauf. Sein Herz setzte vor Freude einen kurzen Moment aus. Sie war gekommen. Jetzt wurde alles gut. Er krabbelte aus dem Versteck, um ihr im Nebel entgegenzugehen. Dann sah er den Schein der Taschenlampe. Warum war sie so leichtsinnig? Kein Licht. Das war die Abmachung. Doch vielleicht konnte sie sich in dieser Waschküche nicht anders orientieren. Er trat in das Licht der Lampe und bemerkte seinen Fehler zu spät.

## Fahrenende, 20. Dezember

Ein quälendes metallisches Quietschen drang in sein Bewusstsein. Schlaftrunken öffnete er die Augen und blickte auf den spärlich beleuchteten Bahnhof irgendeiner mecklenburgischen Kleinstadt. Der Zug war stehen geblieben. Kunsthistoriker Richard Gruben schaute auf das beleuchtete Zifferblatt der Bahnhofsuhr. Zwanzig Minuten vor zehn. In einer halben Stunde war er am Ziel. Richard streckte seine müden Glieder, wobei ein brauner Umschlag von den Knien rutschte. Der eigentliche Grund seiner Reise.

Er hob den Brief auf und las die ihm inzwischen so vertrauten Zeilen zum wiederholten Male. Friedrich Semmering bat ihn um Hilfe, nach all den Jahren. Mitte der Neunziger waren sie sich auf einer Vernissage in Hamburg begegnet, der alte Maler und der junge Absolvent. Damals hatte Richard gerade sein Studium der Kunstgeschichte abgeschlossen und steckte noch voller Tatendrang. Er sog alles in sich auf, was der Kunstmarkt zu bieten hatte, Malerei, Plastiken, Videokunst. Friedrich hingegen besaß diese Abgeklärtheit des Alters, den Blick nur auf das Wesentliche gerichtet. In der Kunst und im Leben. Das beeindruckte ihn. Im Sommer darauf hatte er zwei Monate bei dem alten Mann an der Ostsee verbracht. Am Tag hockten sie im Atelier und diskutierten in der stickigen, schwülen Juliluft über Paradigmen, Ästhetik und Ausdrucksformen der Kunst. Die lauen Sommernächte unter alten rauschenden Kastanien blieben dem Philosophieren über den Sinn und die Endlichkeit des Lebens.

Diese Zeit hatte seine Arbeit bis heute geprägt. Noch im Herbst des gleichen Jahres wurde Richard eine Doktorandenstelle an der Uni Münster angeboten. Das war jetzt

sechzehn Jahre her, seitdem hatten sie sich nicht mehr gesehen. Inzwischen hatte Richard sich als Kunstexperte auf dem europäischen Markt etabliert, die Gelegenheiten für gegenseitige Besuche blieben aus. Was folgte, waren ein paar lose Telefonate oder Postkarten an Weihnachten. Den neuen Medien gegenüber leistete Friedrich unerbittlichen Widerstand, E-Mails fand er immer suspekt. Darum auch der Brief.

Langsam setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Semmering schrieb etwas von einem Bild, und er bräuchte seinen Rat als Kunstexperte. Es wäre ihm ungeheuer wichtig, dass gerade Richard sich dieser Sache annahm. Möglichst schnell, es ließe sich nicht aufschieben.

Friedrichs Leben war die Fahrenender »Kunstscheune«. Seit zehn Jahren waltete er dort als Vereinsvorsitzender. Das private Museum, welches in einer ehemaligen Pfarrscheune ansässig war, sammelte Werke von Künstlern, die in Fahrenende oder der umliegenden Küstenregion gelebt und gewirkt hatten. Seit Ende des vorletzten Jahrhunderts zog es immer wieder Maler und Bildhauer zum Arbeiten in die ehemalige Künstlerkolonie an der Ostsee. Einige verbrachten dort ihren Sommer, andere blieben für immer. So wie Friedrich.

Nachdenklich faltete Richard den Brief zusammen. Vermutlich ging es um eines der Gemälde, die er für das Museum erwerben wollte. So kleine Vereine verfügten selten über viel Geld. Semmering wusste, dass er ihm nie ein Gutachten in Rechnung stellen würde. Doch warum erwähnte der Alte nicht, um welches Bild es sich handelte? Kein Künstler, kein Titel, kein Entstehungsjahr. Nichts. Auch in ihrem kurzen Telefonat vor seiner Abreise war er nicht mit der Sprache herausgerückt, hatte nur ausweichend herumgedruckt. Er hätte sich besser vorbereiten können. Aber diese Geheimniskrämerei sah dem alten Mann ähnlich.

Richard holte sein Smartphone hervor und wählte die Nummer des alten Freundes. Niemand nahm ab. Semmering wollte ihn vom Bahnhof abholen, vermutlich war er bereits unterwegs. Er hoffte, dass er auftauchen würde, denn dass er nach zehn ein Taxi in einem verschlafenen Urlaubernest ergattern konnte, erschien ihm doch sehr zweifelhaft. Sein Handy piepte. Eine SMS von Charlotte: »Bist du gut angekommen?«

Schweremütig lehnte Richard Gruben sich in seinen Sitz zurück. Warum fiel es ihr so schwer, sich an die Vereinbarung zu halten? Die Auszeit wollten sie doch beide. In den letzten Monaten hatten bereits ganz kleine, alltägliche Dinge für Zündstoff in ihrer Beziehung gesorgt. Der Streit vor seiner Abreise hatte das Fass schließlich zum Überlaufen gebracht. Warum er ausgerechnet kurz vor Weihnachten fahren müsste? Wieso sie nicht vorher darüber gesprochen hätten? Warum er immer alles allein entschied? Seit wann ihr Zusammenleben so eingefahren war, wusste er nicht mehr. Er war jetzt zweiundvierzig Jahre alt und sehnte sich nach Ruhe und Ausgeglichenheit in seinem Leben. Die Beziehung zu Charlotte zermürbte ihn. Diese unerwartete Reise kam ihm gerade recht, gab sie ihm doch Zeit, Gedanken und Gefühle zu ordnen.

Das Display der Zuganzeige leuchtete auf und machte ihn darauf aufmerksam, dass er in einer Minute sein Ziel erreicht hatte. Fahrende.

Richard verstaute den Brief in der Seitentasche seines Trolleys, nahm Mantel und Laptop von der Ablage und steckte das Handy ein.

Die SMS blieb unbeantwortet.

»Soll ich hier auch noch wischen?«

Erschrocken fuhr Johanna herum und blickte in das fragende, rundliche Gesicht der Putzfrau.

»Nein. Ja, doch ... danke, Frau Peters!«, erwiderte sie irritiert, schob die bunten Schulhefte zusammen und stand vom Tisch auf. »Ich habe später noch zwei Elterngespräche. Wir gehen in den Kunstraum, da können wir uns auch besser ausbreiten.«

In hektischer Eile bugsierte Frau Peters bereits Wischmopp und Eimer in das Klassenzimmer. Steif drückte sich Johanna an der älteren Frau vorbei, ging in den Kunstraum gegenüber und schloss die Tür hinter sich. Der Geruch von Ölfarbe und Terpentin schlug ihr ins Gesicht. Sie schloss die Augen und atmete den vertrauten Duft ein.

Dieser Raum war ihr der liebste. Als sie vor drei Jahren an die Fahrenender Grundschule gekommen war, hatte sie den Kunstraum frei nach ihren Vorstellungen gestalten können. Johanna hatte die Kunst immer geliebt, sie war ihr praktisch in die Wiege gelegt. Ihr Großvater Friedrich konnte ihr die Entscheidung gegen ein Kunststudium nie wirklich verzeihen. Doch der Weg als freie Künstlerin erschien ihr zu steinig und unsicher. Sie hatte es an Friedrich gesehen. Sein Leben war geprägt von Existenzängsten, Schaffenskrisen und Selbstzweifeln. Die Arbeit als Kunstlehrerin erschien ihr ein guter Kompromiss. Lange hatte sie mit ihrer Entscheidung gehadert, denn in ihrer Familie waren schließlich alle künstlerisch begabt. Ihre Mutter, ihre Großeltern Friedrich und Martha. Außer ihrem Vater. Jetzt mit Anfang dreißig wusste sie, dass dieser Weg richtig war.

Nach drei Atemzügen trat sie hinter die nachtschwarzen Scheiben der Fenster. Die kleine Feldsteinkirche gegenüber lag völlig im Dunkeln. Nur der riesige Weihnachtsstern über der Eingangspforte tauchte die verwaiste Dorfstraße in ein warmes, wohliges Gelb, trotz des nasskalten Nieselregens,

der auf das glänzende Kopfsteinpflaster niederging. Zum ersten Mal in diesem Winter waren in der vergangenen Nacht die Temperaturen unter den Nullpunkt gefallen.

Johanna schaute zum Pfarrhof hinüber. Im Museum der alten Fachwerkscheune brannte kein Licht, doch das Pfarrhaus war hell erleuchtet. Ihr Blick wanderte ins Dachgeschoss zum Atelier ihres Großvaters, wo die Tageslichtröhren bläulich durch den grauen Nieselregen schimmerten. Er arbeitete also noch immer. Am Morgen hatte Friedrich ihr erzählt, dass er unbedingt den Ausstellungskatalog für die Festwoche im Januar beenden wollte und es noch tausend Dinge zu erledigen gab. Die Feierlichkeiten zum zehnjährigen Bestehen des Kunstmuseums versetzten den ganzen Verein in eine regsame Betriebsamkeit, doch ohne Friedrichs Zustimmung lief hier nichts.

Johanna machte sich Sorgen um ihren Großvater. In den letzten Wochen wirkte er nervös und angespannt. Normalerweise machte ihm diese Art von Arbeit Spaß, und jeder sah ihm die Freude an. Aber in den letzten Tagen war Friedrich oft abwesend, sein entrückter Blick ging häufig ins Leere. Er war in einer anderen Welt. Gestern wollten sie gemeinsam in der »Kunstscheune« die Bilder für die neue Ausstellung arrangieren, doch das meiste blieb liegen. Unentwegt spähte Friedrich aus dem Fenster, als ob er jemanden erwartete.

»Bekommst du noch Besuch?«, fragte Johanna geradeheraus.

»Nein, wie kommst du darauf?«, erwiderte ihr Großvater.

»Ist so ein Gefühl. Ständig starrst du auf den Pfarrhof hinaus, als würdest du auf jemanden warten.«

»Ach, mein Dirn, in meinem Alter ist man immer in Erwartung. Der Tod kann jederzeit an die Tür klopfen«, gab er ihr gedankenverloren zur Antwort.

»Was redest du da!«, schalt Johanna Friedrich. »Du hast dir in den letzten Wochen einfach zu viel zugemutet.«

»Wenn es das nur wäre. Die Schuld, die man all die Jahre mit sich trägt, zermürbt einen. Irgendwann lernt man, damit zu leben. Doch die Zeit holt einen immer ein.«

»Welche Schuld?«, fragte sie völlig perplex.

»Es waren andere Zeiten damals. Wir konnten unser Leben nicht einfach selbst bestimmen. Wer nicht mit dem Strom geschwommen ist, fiel auf.«

Ihr Großvater sprach in Rätseln.

»Wovon sprichst du?«, hakte sie nach.

»Das Wetter schlägt um, ich denke, es wird bald schneien.« Eine Antwort blieb aus. Friedrich kramte bereits wieder in seiner Werkzeugkiste herum. Johanna ließ ihren Großvater seinen Gedanken nachhängen, schließlich gab es noch genug zu tun. Und heute würde sie keine Antworten mehr bekommen.

Johanna wandte sich vom Fenster ab. Dieses wirre Gerede von Tod und unbeglichener Schuld. Vielleicht ist er mit seinen achtundsiebzig Jahren doch schon zu alt für den Job, dachte sie betrübt.

Holger Ruhnke spürte, wie der beklemmende Druck allmählich aus seinem Brustkorb wich. Sein Atem ging wieder regelmäßig, der unerträgliche Kopfschmerz war verschwunden. Gut, dass er das Fahrrad genommen hatte. Das monotone Surren des Dynamos strahlte eine unglaubliche Ruhe auf ihn aus. Die leere Landstraße vor ihm lag in völliger Finsternis, links und rechts davon konnte er den Wald nur erahnen. Allein der schwache Schein seiner Fahrradlampe leuchtete ihm den Weg. Grüblerisch starrte

Holger in den flackernden Lichtstrahl und versuchte, die peinigenden Gedanken zu sortieren. Kalter Nieselregen prasselte ihm ins Gesicht, sein Blaumann war völlig durchnässt. Doch es war ihm egal. Vor mittlerweile fünf Stunden hatte er gemerkt, dass er rausmusste, und die Bootswerft fluchtartig verlassen.

Warum Kerstin wütend und enttäuscht war, konnte er gut verstehen, doch momentan gab es keine klärenden Antworten auf ihre bohrenden Fragen. Die Bank hatte ihnen eine letzte Frist gesetzt. Holger ahnte bereits seit Langem, dass es dazu kommen würde. Seit Jahren schrieb die Ruhnke-Werft nur noch rote Zahlen, größere Aufträge gingen schon lange nicht mehr ein. Früher, als sein Vater noch gelebt hatte, hatte alles anders ausgesehen. Nach der Wende waren die Leute in Scharen aus den alten Bundesländern gekommen, um hier an der Ostsee ihre Yachten und Jollen preisgünstig überholen zu lassen. Heute blieben ihm lediglich kleinere Reparaturen und die Wartungsarbeiten der wenigen Fischkutter und Reusenboote, die es hier in der Gegend noch gab. Die maroden Liegeplätze am Bootshafen wurden von den Seglern nur noch gelegentlich angelaufen, drüben in Prerow war alles schicker und mondäner.

Seit Holger die Werft Ende der Neunziger nach dem Tod seines Vaters übernommen hatte, ging es stetig bergab. Vor sechs Jahren schien sich das Blatt endlich zum Guten zu wenden, und er schaute optimistischer in die Zukunft. Als Klaus Gravenhorst, der Ortsvorsteher von Fahrenende, mit den Plänen zum Bau eines neuen Yachthafens herumprahlte, sah er seine Zeit gekommen. Der Hafen mit modernen Sanitäranlagen, kleinen Boutiquen und Restaurants würde eine gut betuchte Klientel anlocken, dazu Regatten und Segelschulen in den Sommermonaten. Blind hatte Holger Gravenhorsts Visionen vertraut und einen größeren Kredit

aufgenommen. Er investierte in neue Technik und Maschinen, baute sogar die Werfthalle weiter aus. Doch der Hafenneubau ließ auf sich warten. Nichts rührte sich. Irgendwann meinte Klaus beiläufig, der Investor lege vorerst alles auf Eis. Seit 1928 war die kleine Bootswerft Familienbesitz der Ruhnkes. Und er hatte sie kaputtgewirtschaftet. Sein Vater wäre tief enttäuscht.

In der Ferne nahm Holger durch den Regenschleier das Blinken des Andreaskreuzes wahr. Die letzte Regionalbahn aus Rostock würde gleich einfahren. Er stoppte am Fahrbahnrand und zog das Handy aus der Tasche seines Overalls. Drei verpasste Anrufe von Kerstin. Typisch! Sie machte ihm wieder mal Druck. Wie sollte er so schnell das Geld auftreiben? Es gab nicht viele Möglichkeiten. Und eine davon hatte er bereits vertan. Warum musste der Alte sich auch so beharrlich gegen seinen Vorschlag wehren? Sie hätten doch beide davon profitiert. All seine Probleme wären mit einem Schlag erledigt. Doch dem alten Kauz stieß es bitter auf, dass er die Fäden nicht mehr in der Hand hielt.

Kreischend ratterte der hell erleuchtete Zug vorbei, und die Schranken hoben sich. Holger stieg wieder auf sein Rad. Behäbig überquerte er den Bahnübergang und bog Richtung Ortsmitte ab. Aus den Augenwinkeln fiel ihm am Bahnhof ein hochgewachsener Mann mit einem silbernen Koffer auf. Viel zu elegant gekleidet für dieses Nest, dachte er noch, bevor er gedankenverloren ins Dorf radelte.

Ich hätte das Auto nehmen sollen! Richard Gruben fluchte innerlich. Ein nasskalter Windstoß erfasste seinen schwarzen Wollmantel und ließ ihn frösteln. Zwanzig Minuten hatte er vergeblich am Bahnhof ausgeharrt, den Blick immer wie-

der über den verwaisten Bahnsteig schweifen lassen. Doch Friedrich war nicht aufgetaucht. Zum wiederholten Male drückte er die Wahlwiederholung seines Handys. Vergeblich. Missmutig steckte er das Telefon in seine Manteltasche zurück. Es nützte nichts, er musste sich zu Fuß auf den Weg ins Dorf machen. Mit starren Fingern rüttelte Richard am Griff seines Rollkoffers, zog das Gestänge heraus und setzte sich in Bewegung.

Jetzt im Winter war Fahrenende wie ausgestorben. Düster und verlassen lagen die reetgedeckten Häuser unter den schwarzen Ästen der alten, laublosen Kastanien. Ohne die vielen Touristen, die im Sommer die kleinen Straßen bevölkerten, wirkte das Dorf wie aus einer anderen Zeit. Trostlos und verschlafen. Doch Richard liebte diese einsame Stille, denn der Ort hatte sich seine Ursprünglichkeit bewahrt. Große Hotels und Apartmentanlagen suchte man vergebens. In Fahrenende gab es nur eine Handvoll kleiner Pensionen, einige Ferienhäuser und private Zimmer. Er hoffte inständig, zu dieser nachtschlafenden Zeit nicht an eine der Türen klopfen zu müssen, sollte Semmering ihn versetzen.

Mittlerweile hatte er den Ortskern erreicht und schaute sich zögernd um. Er versuchte sich in Erinnerung zu bringen, welchen Weg er zum Pfarrhof einschlagen musste, doch es fiel ihm nicht ein. Im trüben Schein einer Straßenlaterne entdeckte Richard auf der anderen Seite einen Streifenwagen. Wer sollte den Weg besser kennen? Er überquerte die Straße, wobei die Kunststoffräder des Trolleys geräuschvoll über das Kopfsteinpflaster holperten. Zügig trat er unter das schwache Licht der Laterne und spähte in das Innere des Autos. Ein stämmiger Mann um die vierzig schief mit zurückgelegtem Kopf und offenem Mund. Durch ein energisches Klopfen an der Scheibe machte Richard sich bemerkbar. Behaglich rekelte sich der Polizist in seinem

Sitz, schlug die Augen auf und blinzelte zum Fenster hinaus. Als er Richard entdeckte, glättete er hektisch die blaue Uniform. Bemüht, wichtig auszusehen. Amüsiert grinste der Professor über seine Gestik und klopfte erneut an das Autofenster. Mit gespielt ärgerlichem Blick betätigte der Polizist den elektrischen Fensterheber, und die Scheibe fuhr hinunter.

»Kann ich irgendwie helfen?«

Der Geruch von Zwiebelmett und Pfefferminztee schlug Richard entgegen.

»Denke schon. Ich suche den Pfarrhof«, gab er zur Antwort.

»Zum alten Semmering?«, kam die Gegenfrage.

»Friedrich wollte mich vom Bahnhof abholen. Aber er ist nicht aufgetaucht.« Warum erzählte er dem Mann das alles?

»Hat wohl zu tief ins Glas geschaut, der Alte. Da vergisst er schon mal was«, lachte der Uniformierte über seinen eigenen Witz.

»Wo lang nun?« Richard verlor langsam die Geduld.

»Steigen Sie ein. Ist nicht weit«, bot der Polizist schließlich mit breitem Mecklenburger Akzent an und stieß die Beifahrertür auf. Richard ließ die Schultern hängen. Was sollte es! Es war besser, als noch länger in der Kälte herumzustehen und zu diskutieren. Während er sein Gepäck im Kofferraum verstaute, kramte der Mann in Uniform bereits Thermoskanne und Butterbrotpapier vom Beifahrersitz. Plötzlich war da wieder dieses ungute Gefühl, das er schon bei seiner vergeblichen Warterei am Bahnhof verspürt hatte. Egal! Es war spät, bitterkalt und nass.

\*\*\*

Gemächlich fuhr der silberblaue Passat durch die leeren, spärlich beleuchteten Straßen. In einigen Häusern brannten

noch die blinkenden Lichter der Weihnachtsdekoration. Der feine Nieselregen wurde allmählich stärker. Richard wollte höflich sein und machte auf Konversation.

»Nachtschicht?«

»Yogakurs.«

Verblüfft hob der Professor die Augenbrauen.

»Also, meine Frau macht den Kurs, und ich hole sie ab«, stammelte der Mann. Er war also nicht im Dienst.

»Verstehe«, sagte Richard.

»Und selbst? Verwandtenbesuch?«

»In gewisser Weise ... ja.«

»Aha.« Der Polizist beließ es dabei und schaltete betont einen Gang höher. Durch die regennasse Frontscheibe konnte Richard den Kirchturm ausmachen. Alles war wie in seiner Erinnerung: die kleine Feldsteinkirche mit dem Friedhof, die reetgedeckte Pfarrscheune und das alte Gutshaus, in dem sich eine Schule befand. Ein idyllisches Postkartenmotiv mitten im Winter. Hinter dem Friedhof bogen sie ab und steuerten durch die große Toreinfahrt auf das hell erleuchtete Pfarrhaus zu. Obwohl leichter Ärger in ihm aufstieg, spürte Richard eine gewisse Erleichterung, dass Licht brannte. Der Streifenwagen stoppte, und die beiden Männer stiegen aus.

»Sag doch, er ist zu Hause«, lachte der Polizist und führte die rechte Hand mit leichten Kippbewegungen zum Mund. Richard stemmte den Trolley aus dem Kofferraum. »Danke fürs Bringen.« Er reichte seinem Gegenüber die Hand.

»Kein Problem. Ich bin übrigens Bert. Bert Mulsow.«

»Richard Gruben. Und nochmals vielen Dank.«

Vorsichtig stakste er über das nasse Pflaster zur Beifahrertür, um seinen Mantel zu holen.

»Komisch«, hörte er den Polizisten auf der anderen Seite des Wagens murmeln. »Warum lässt der Alte den Kater nicht ins Haus?«